

Als Kind hatte sie es nicht leicht. Die Mutter verbrachte die meiste Zeit in einer psychiatrischen Klinik. Beim Vater herrschte ein strenges Regiment. Und in der Schule gemobbt zu werden war eher die Regel als die Ausnahme. Noch als Erwachsene leidet Vera unter Selbstzweifeln, obwohl sie seit zwanzig Jahren mit dem erfolgreichen Unternehmer Lucien Reinders verheiratet ist. Ihre Ehe, ihre Arbeit als Fotografin und ihr Haus sind die Säulen, auf die sich ihr Leben stützt. Als die Beziehung mit Lucien Risse bekommt, verfällt Vera in Panik und flüchtet sich in eine prickelnde Affäre.

Und mit einem Mal gerät ihr gesamtes Leben ins Wanken.

Langsam, aber sicher verliert sie die Kontrolle ...

ESTHER VERHOEF, 1968 in 's-Hertogenbosch geboren, ist eine der erfolgreichsten Autorinnen der Niederlande. Der Durchbruch gelang ihr mit den Thrillern »Der Geliebte« und »Hingabe«.

Esther Verhoef wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mehrmals mit dem Niederländischen Thrillerpreis, den sie als erste Holländerin nach Autoren wie Nicci French, Dan Brown und Henning Mankell gewann. Nach Veröffentlichung stieg »Gegenlicht« sofort auf Platz 1 der Niederländischen Bestsellerliste ein.

ESTHER VERHOEF BEI BTB

Der Geliebte. Thriller (73940)

Der Geliebte. Thriller (Leinenausgabe 74348)

Hingabe. Thriller (74251)

Verfallen. Thriller (74510)

Esther Verhoef

GEGENLICHT

Roman

*Aus dem Niederländischen
von Stefanie Schäfer*

btb

Die niederländische Ausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Tegenlicht« bei Ambo | Anthos, Amsterdam.

Das Zitat auf Seite 145 f. stammt aus »Crying in the Rain«
von Howard Greenfield und Carole King.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2014

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach dem Originalentwurf
von Marry van Baar

Umschlagfoto: © Esther Verhoef

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74744-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Ich muss gehen.

Weg aus dem Fort, weg von meinem sicheren Heim, meiner Basis und allem anderen, wofür das Haus bis zu dieser nächtlichen Stunde gestanden hat: für alles, was ich aufgebaut habe. Mein ganzes Leben.

Ich muss einen Neuanfang wagen.

Will ich das überhaupt?

Kann ich das überhaupt?

Wochenlang geisterten die beiden Fragen in diesem Zimmer umher; sie lösten sich aus den Schatten, strichen an den Wänden entlang und krochen auf meiner Seite des Bettes empor, heimlich, ungesehen. Sie drangen in meinen Kopf, mein Herz, meine Seele. Sie hielten mich nachts wach wie quengelnde Kinder, immer wieder, immer dieselben beiden Fragen.

Keine Entscheidung zu treffen ist auch eine Entscheidung – das weiß ich jetzt.

Und die Entscheidungen, die ich nicht getroffen habe, weil ich in meiner naiven Arroganz davon überzeugt war, dass das nach außen hin sichtbare Leben in dieser Kulisse keinen Zusammenhang mit dem verborgenen Leben dahinter hatte, haben zu dieser nächtlichen Apotheose geführt, die mir keine Alternativen mehr lässt.

Die wichtigste Entscheidung wurde mir abgenommen.

Ich muss weg.

Draußen auf der Straße klingt das Geschrei nicht weniger heftig und verzweifelt. Glas klirrt. Männerstimmen: hilflos, wütend.

Herzzerreißend.

Luciens Stimme dringt am deutlichsten durch die Wände. Er schreit so laut, dass ich jedes Wort verstehen kann. Der andere klingt nicht weniger ratlos, nicht weniger aufrichtig .

Mea culpa. Mea maxima culpa.

Er wird sich von Lucien nicht vertreiben lassen. Nicht heute Nacht. Nicht morgen. Nie. Er kommt meinetwegen und wird nicht weggehen ohne mich.

Laptop, Portemonnaie, Pass. Kamera. Handy. Ich hebe meine Jeans und meine Strickjacke vom Boden auf und ziehe sie an, raffe meine Toilettenartikel zusammen und stopfe alles in eine Reisetasche.

Auf der Schwelle drehe ich mich um. Dies ist das letzte Mal, dass ich in diesem Zimmer sein werde. Nie wieder werde ich in diesem Bett schlafen. Nie mehr morgens die Jalousien aufziehen, sodass das Sonnenlicht vom begrünten Innenhof aus über den Teppich hereinfallen kann.

Ich werde den Geruch von Bohnerwachs vermissen. Von angebrannter Pizza. Von Luciens Aftershave im Badezimmer.

Die Gerüche meines bisherigen Lebens.

Bemerkenswert, dass ich erst jetzt klar und deutlich sehe, was ich besessen habe, und vor allem, wie schön es war.

Meine Karriere.

Meine Ehe.

Mein Haus.

Ruhe, Sicherheit, Vertrauen.

Alles weg.

TEIL 1

Eins

In meinen frühen Erinnerungen sehe ich die Häuser und Straßen unseres Viertels in einem warmgelben Licht und stets ein wenig unscharf, gestört von unruhigen schwarzen Flecken, Kratzern und Schmutz, die vorbeihuschen wie auf einem alten Super-8-Film. Das Viertel besteht aus Blöcken zweistöckiger Reihenhäuser mit orangefarbenen Dächern, die unmittelbar an den Bürgersteig grenzen. In den Fenstern stehen Porzellangefäße und Sansevierien.

In dem flackernden Bild sehe ich Kinder hin und her laufen. Sie bewegen sich unnatürlich schnell, mit trippelnden Beinchen und kurzem Lächeln in die Kamera. Die Augen weit aufgerissen, drängen sie sich vor dem Objektiv. Ihre Münder bewegen sich, sie sprechen mit dem Kameramann, doch ihre Stimmen hört man nicht, nur das Rattern und Brummen des Projektors. Die Kinder tragen Blusen mit Haifischkragen und Schlagjeans mit Cordflicken auf den Knien. Das Haar fällt ihnen lang und wellig über die Ohren und ist weit oberhalb der Augenbrauen zu einem kerzengeraden Pony geschnitten.

Ich hatte auch so einen Haarschnitt, nur kerzengerade war er nie. Wenn meine Mutter hochkonzentriert mit Wasser und einem Plastikamm meinen Pony gestriegelt und mit einer Haushaltsschere geschnitten hatte, sah ich nur noch die schiefe Linie im Spiegel. Über meiner einen Augenbraue war etwas mehr Haut sichtbar als über der anderen. Mäusezähne, die nicht verschwanden, wenn ich den Kopf schüttelte. Ich machte meine Mutter stets darauf aufmerksam, weil mir immer auffällt, wenn

etwas nicht gerade ist, nicht in der richtigen Reihenfolge steht oder in einer ansonsten gleichmäßigen Linie etwas höher oder tiefer angeordnet ist. Damals ging ich noch davon aus, dass andere sich darüber freuten, wenn man sie auf solche Unregelmäßigkeiten ansprach, weil sie sie dann berichtigen konnten. Und sogar heute, um dreißig Jahre Erfahrung reicher, erliege ich manchmal der Versuchung zu korrigieren. Ich kann ihr nicht widerstehen.

Meine Mutter schnitt dann nach meinen Angaben die zu lange Seite ein wenig kürzer, sodass über der Augenbraue etwas mehr Haut zum Vorschein kam. Nie klappte es auf Anhieb. Wieder nahm sie den Kamm, steckte vor lauter Konzentration die Zungenspitze zwischen die Lippen und richtete die mit schwarzem Khol umrandeten Augen starr auf ihre Aufgabe. An ihrem Einsatz lag es nicht, sie gab ihr Bestes. Nach drei Versuchen sagte ich nichts mehr. Dann blickte ich an ihr vorbei in den kleinen Spiegel, den sie extra gegen die Obstschale auf dem Tisch gelehnt hatte, und sah, wie sich meine Wangen röteten.

So sahen Verrückte aus.

Die hatten so einen kurzen, schiefen Pony, genau wie ich. Und sie gingen seltsam, auf den Zehenspitzen und mit den Schultern nach vorn gezogen, als müssten sie gegen starken Gegenwind ankämpfen, und sie schauten stets zu Boden.

Ich beobachtete die Kinder. Sie standen einander am Straßenrand gegenüber und warfen einen Ball auf die andere Seite. Ziel war, den Randstein genau an der Kante zu treffen, sodass der Ball wie von selbst zurückprallte. Fing man als Werfer den eigenen Ball wieder auf, erhielt man einen Punkt.

Ich stand nicht oft dabei. Erstens musste man für das Spiel zu zweit sein, und zweitens war ich nicht besonders gut darin.

Vor Kurzem habe ich ein Fotoalbum aus der Zeit wiedergefunden. Die Fotos waren klein und quadratisch, hatten einen weißen Rand und wurden von durchsichtigen Klebefotoecken gehalten. Das Papier war vergilbt, schon genauso gelb wie die Filme in meinen Gedanken.

Sogar die schwarzen Seiten, auf denen sie klebten, waren im Laufe der Zeit heller geworden.

1

»Warum sind Sie Fotografin geworden?«

Die beiden Mädchen, die mir kichernd gegenüber saßen, einen Block und einen Scooby-Doo-Füller im Anschlag, besuchten die sechste Klasse der Dorfgrundschule. Sie waren im Rahmen eines Projekts unterwegs: Absolvieren ein Praktikum bei einem Betrieb deiner Wahl und führe ein Interview mit der Praktikumsbegleiterin.

Der Praktikumsnachmittag war vorüber, das Interview hatte gerade erst begonnen.

»Weil mir Fotografieren Spaß macht«, antwortete ich.

»Fotografieren Sie immer nur Tiere?«

»Meistens.«

»Warum?«

Weil ich das gut kann. Weil es vielleicht das Einzige ist, was ich gut kann.

»Weil ich Tiere verstehe.«

Gekicher.

Kratzender Stift, konzentrierte Blicke.

»Äh – meinen Sie damit, dass Sie mit Tieren reden können?«

Nein, aber ich kann ihr Verhalten gut interpretieren, wäre meine Antwort darauf gewesen, aber ich suchte nach Worten und Argumenten, die der Erfahrungswelt meiner Interviewerinnen angemessener waren. »Nein, ich kann nicht mit Tieren reden. Aber ich kann ihnen ansehen, was sie vorhaben. Ich erkenne zum Beispiel, ob ein Tier vor der Kamera entspannt ist oder aber unsicher oder ängstlich. Darauf nehme

ich dann Rücksicht. Manchmal wende ich auch kleine Tricks an.«

»Tricks?«

»Ja, ich mache zum Beispiel komische kleine Geräusche.«

Damit konnten sie etwas anfangen. Jedenfalls nickten sie synchron, und das kleinere Mädchen fasste meine Antworten stichwortartig zusammen.

TRICKS / GERÄUSCHE.

»Was muss man tun, wenn man Fotografin werden möchte?«

»Fleißig üben. Als ich ungefähr so alt war wie ihr, habe ich fast jeden Tag fotografiert. Wollt ihr später auch Fotografinnen werden?«

»Vielleicht«, antwortete die Protokollantin.

»Ich glaube schon«, sagte ihre Freundin.

»Habt ihr noch mehr Fragen?«

Das Papier wurde glatt gestrichen. »Was ist Ihr Lieblingstier?«

Die Frage war einfach, die Antwort nicht. Ich unterdrückte die Anwendung, ausführlich darauf einzugehen, und sagte: »In der Praxis fotografiere ich am liebsten Hunde.«

HUNDE.

»Welche Haustiere haben Sie? Auch einen Hund?«

»Nein. Ich arbeite zu viel. Ich könnte mich nicht ausreichend um das Tier kümmern.«

»Haben Sie denn gar nichts?«

Ich lächelte. »Doch. Einen Mann. Und Fische im Teich.«

TEICH.

Die Mädchen verließen mein Studio mit einem vollgeschriebenen Notizblock und einem Stapel Ansichtskarten aus mei-

nem Portfolio. Ihre Fahrräder schiebend, verließen sie den matschigen Hof und winkten mir zu, bevor sie durch das Seitentor den Bauernhof verließen und aus meinem Blickfeld verschwanden.

Ich sah, wie im Haus eine Gardine beiseitegeschoben und wieder fallen gelassen wurde. Mevrouw van Grunsven hatte sich heute noch nicht draußen blicken lassen.

Widerwillig betrat ich mein kleines Büro, ein provisorisch eingerichtetes Zimmer, das mit Presspappe und Holz in einer Ecke des Studios abgetrennt worden war. Ich nahm an dem Schreibtisch Platz, der unter einem kleinen, halbrunden Metallfenster stand – dem einzigen Fenster in der ehemaligen Hofscheune. Ansonsten fiel das Tageslicht von oben herein, gefiltert durch Schmutz und Herbstblätter, die auf dem teils mit durchsichtigen Wellplastikplatten gedeckten Dach lagen. Wenn es draußen hell war, brauchte ich manchmal kein Kunstlicht, um gute Aufnahmen machen zu können.

Ich fuhr meinen Laptop hoch und nahm einige Ordner aus dem Schrank. Weil die Mädchen den ganzen Nachmittag wie zwei Küken hinter mir hergelaufen waren, hatte ich meinen Tagesplan an sie angepasst – mit einigen Aspekten meiner Arbeit brauchte man Kinder nicht zu belästigen. Unbeantworteten E-Mails zum Beispiel, Preisangaben und Steuererklärungen. Und unbezahlten Rechnungen.

Gegen fünf summte mein Handy. Lucien rief mich aus dem Auto an. Seine Stimme klang blechern, und im Hintergrund hörte ich das Radio dudeln.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Noch im Studio. Habe noch Papierkram zu erledigen.«

»Musst du noch lange arbeiten?«

Ich warf einen Blick auf die Kontoauszüge, die auf dem Tisch verteilt lagen. »So eine Stunde, schätze ich.«

»Eine Stunde? Ich sterbe vor Hunger!«

Ich erinnerte ihn daran, dass Pizzen in der Tiefkühltruhe lagen, und fügte hinzu, dass ich nachher auch gern eine hätte. Damit war das Gespräch beendet. Ich massierte meine Schläfen und blickte nach draußen. Das kleine Fenster bot Aussicht auf die Seitenfassade des Bauernhofs, der der Vermieterin der Scheune, Mevrouw van Grunsven, gehörte, einer pensionierten Bäuerin von über achtzig Jahren. Aus Mangel an anderem Zeitvertreib, vielleicht aber auch aus reinem Misstrauen, beobachtete sie ganz genau, was auf ihrem Hof und ringsherum geschah. Seitdem ich mir ihre Scheune als Fotostudio eingerichtet hatte, ging es bei ihr deutlich lebhafter zu – nahezu jeder, der auf den Hof kam, wollte zu mir.

Ich vermutete, dass den meisten Leuten die ständigen Blicke Mevrouw van Grunsvens auf die Nerven gefallen wären; ich dagegen fühlte mich nie von ihr beobachtet oder kontrolliert. Im Gegenteil: Sie vermittelte mir ein Gefühl der Sicherheit, der Rückendeckung.

Auf ein Blatt Papier hatte ich die Namen der Auftraggeber geschrieben, die mich trotz meiner wiederholten Erinnerungen noch immer nicht bezahlt hatten. Ich beschloss, zweien von ihnen eine letzte freundliche Mahnung zu schicken, per E-Mail. Der dritte war ein Problemfall, ein Verleger, der mir bereits im Spätsommer versprochen hatte, mir mein Honorar bald zu überweisen. Danach hatte ich noch mehrere Aufträge für ihn erledigt; die Rechnungen dafür hatte er alle noch nicht beglichen. Darüber war es nun fast Winter geworden. Ich konnte nicht umhin, ihm eine letzte Mahnung per Ein-

schreiben zu schicken und, falls er diese ignorierte, ein Inkasobüro einzuschalten. Dadurch würde ich ihn zwangsläufig als Kunden verlieren.

Lucien gegenüber erwähnte ich die säumigen Zahler nicht. Für ihn waren Auftraggeber einfach Kunden, mit denen man eine klare Vereinbarung getroffen hatte: Man lieferte ein Produkt oder eine Dienstleistung, und als Gegenleistung gaben sie einem Geld. »Du machst einen Denkfehler, Vera«, hatte er schon mehr als einmal zu mir gesagt. »Du redest immer von Kunden, aber säumige Zahler sind keine Kunden. Das sind einfach Profiteure. Diebe.«

Im Laufe der Zeit hatte ich gelernt, nicht mehr über dieses Thema zu reden. Lucien würde niemals begreifen, dass meine Arbeitsweise nicht vergleichbar war mit der Art, wie er seine Reinigungsfirma führte. Ich hatte mit Werbeagenturen und Zeitschriften zu tun, meine Kunden waren eigenwillige und kreative Leute, mit denen ich regelmäßig eng zusammenarbeitete. In meiner Sparte war der Gönnerfaktor wichtig, wenn nicht sogar entscheidend – die Leute mussten einem den Auftrag gönnen. Meine festen Kunden wären entsetzt gewesen, wenn ich sie mit solchen nüchternen, kalten Mahnungen konfrontiert hätte, wie Lucien sie seiner Kundschaft schickte.

Ich hätte dadurch Kunden verloren, und mit ihnen wäre auch ein Großteil meiner ohnehin schon mageren Sozialkontakte verschwunden.

Zwei

Wir wohnten in einem Mietshaus am Rande der Stadt und waren umgeben von Nachbarn, links und rechts sowie oben und unten. Es gab einen kleinen Balkon mit Aussicht auf ein brachliegendes Stück Land und ein Vorkriegs-Arbeiterviertel. Wenn man zur Wohnungstür hereinkam, führte ein Flur zum Wohnzimmer, zwei Schlafzimmern und einer Küche, in der zu wenig Platz für einen Esstisch war. Darum stand dieser im Wohnzimmer, an der kurzen Seite des L-förmigen Raums, praktisch direkt vor der Balkontür. Unter diesem Tisch hatte ich als Kind gespielt, von den Stuhlbeinen umgeben wie von Baumstämmen, während meine Oma meiner Mutter zuredete, es würde Zeit, dass ich Gleichaltrige kennenlernte.

Ich hatte die Ohren gespitzt.

Oma fand, ich sei zu viel allein. Nie träfe ich andere Kinder, bis auf einige ganz wenige Freunde, Nachbarskinder von der Galerie, und immer dieselben. Stets zöge ich mich in meine eigene Welt zurück. Unglaublich, dieses Kind, das den ganzen Tag unter dem Tisch in dieser stillen Wohnung saß – das konnte einfach nicht gut sein für die Entwicklung.

Ich stand in einem lauten Zimmer an der Wand. Draußen schien es zu regnen. Auf jeden Fall war der Himmel bedeckt, denn graues, körniges Licht fiel herein, und es roch nach nassen Jacken. Ich nahm die Gerüche der anderen Kinder aus anderen Wohnungen wahr – Shampoo, Talg, Zigarettenrauch oder Pfeifentabak, auch Rosenkohl. Ich roch die Finger der Kinder, wenn sie mir zu nahe kamen, voller Straßendreck und mit schwarzen

Rändern unter den Nägeln. Eine überwältigende Welle von Gerüchen, Farben und Geräuschen überschwemmte mich.

Die Kinder liefen hin und her oder saßen auf dem Boden und an kleinen Tischen, die überall im Raum aufgestellt waren. Einige spielten zu zwei oder zu dritt. Alle hier kannten sich, nur ich kannte niemanden.

In der Mitte des Zimmers stand auf Beinen ein Becken aus grauem Hartplastik, flach und rund. Kinder umringten es und spielten mit irgendetwas, das darin war. Ich hörte Wasser plätschern und Gegenstände leise klappern und ging hin, um nachzuschauen. Im Wasser schwammen Plastiktierfiguren und kleine Boote – Weiß mit Rot und Blau –, deren weiße Segel Zahnabdrücke trugen. Ich streckte meine Hand danach aus, wurde aber von einem Jungen weggedrängt, der plötzlich neben mir aufgetaucht war. Vielleicht hatte er auch schon vorher dagestanden, ich weiß nicht. Er war größer als ich. Als ich Widerstand leistete, meine Schulter als Puffer hochzog und erneut nach dem Boot griff, schrie er mich an, ganz laut und direkt in mein Ohr. Mit einer Hand an meiner Schulter und der anderen in meinem Gesicht gab er mir einen Schubs. Ich fiel rückwärts auf den PVC-Boden und landete flach auf dem Rücken, genau dort, wo andere Kinder gerade mit Bauklötzen spielten. Es tat weh. Die Klötzchen drückten sich in meinen Rücken und meinen Arm.

Ich stand auf und blickte mich um, suchend, weinend. Ich rief meine Mutter, suchte sie unter den anderen, doch sie war nicht da. Es war niemand da, den ich kannte, kein einziges vertrautes Gesicht.

Eine Frau löste sich aus einer Gruppe Erwachsener. Sie trug einen Pullover mit Riffeln und Querstreifen in Ockergelb, Rot und Schwarz und roch nach Parfum. Sie fragte: »Hast du dir wehgetan? Bist du hingefallen?«

Ich hob den Arm, und sie streifte meinen Ärmel hoch. »Man sieht gar nichts, das wird gleich wieder gut.« Mit schnellen, harten Bewegungen rieb sie über meine Haut, mit der flachen Hand, als wischte sie Sand weg. Dann nahm sie mich am anderen Arm. »Komm mal mit.« Um den Hals trug sie eine silberfarbene Gliederkette mit einer silbernen Kugel, die mich bei jeder ihrer Bewegungen berührte, während sie mich mitzog zum Wasserbecken.

»Hast du hier gespielt? Du bist Eva, nicht wahr? Schau mal, was für ein süßes Entchen.« Sie holte ein Spielzeug aus dem Becken und bewegte es vor mir hin und her. Es tropfte, ich spürte Wasserspritzer im Gesicht und blinzelte. »Schau mal, ein Entchen, quak, quak, quak. Hier, nimm.« Sie drückte es mir in die Hand und verschwand wieder.

Ich kehrte zurück an die Wand und blieb dort stehen.

»Du bist nur drei Wochen in die Krippe gegangen«, sagte meine Mutter, als ich ihr von diesen Erinnerungen erzählte. »Dann habe ich dich wieder abgemeldet. Du hast ständig geweint.«

Das Fort lag sieben Kilometer vom Fotostudio entfernt an einer Durchfahrtstraße in der Nähe des Dorfkerns. Weit genug von der Großstadt entfernt, um frei atmen zu können und zugleich von der verlorenen, deprimierenden Leere verschont zu sein, die zwischen den Dörfern in diesem Gebiet herrschte. Es waren flache Landstriche, auf denen der Wind die Platanen schief wehte und gigantische Landwirtschaftsmaschinen Getreide und Mais ernteten.

»Eine gottverlassene Gegend«, hatte mein Vater gesagt, als Lucien und ich ihm erzählten, dass wir in diesem Dorf ein Haus gekauft hatten. Wir waren stolz, begeistert, aufgeregt.

»Ein richtiges Kaff ist das«, hatte mein Vater hinzugefügt. »Da zwischen den Bauern möchte ich nicht als Bild an der Wand hängen.«

Die Sonne war schon lange untergegangen, als ich gegen halb sieben in die Auffahrt einbog. Meine Scheinwerfer beleuchteten Luciens Vito, der wie immer blitzsauber glänzte. Auf den Seiten stand in Folienschrift REINIGUNGSFIRMA LUCIEN REINDERS GMBH, und dahinter prangte eine Art Comicfigur mit einem Federwisch in der Faust. Die Zeichnung hatte im Freundeskreis für einige Heiterkeit gesorgt, da Lucien noch nie im Leben ein Reinigungsutensil in der Hand gehalten hatte. Außerdem ähnelte er nicht im Entferntesten dieser Super-Mario-ähnlichen Figur.

Ich parkte mein Auto neben dem Firmenbus und ging zur Haustür.

Vor fünf Jahren war dies noch eine leer stehende Rabobankfiliale gewesen, mit separater Rampe für Rollstuhlfahrer, Trennwänden aus kugelsicherem Glas und einer Kassettendecke mit Neonbeleuchtung. Niemand hatte Interesse an dem mit sehr wenigen Fenstern ausgestatteten grauen Betonblock, der das Zentrum des kleinen Kirchendorfs beinahe verunstaltete. Monatelang stand die Immobilie zum Verkauf, ohne dass auch nur eine Besichtigung stattfand. In dieser Periode konnte man zusehen, wie das Gras zwischen den Bodenplatten hochschoss, erblühte und sich weiter aussäte.

Danach wurde der Preis gesenkt.

Dann noch einmal.

Alle glaubten, jetzt würde sich bestimmt ein kleiner Dienstleister dort niederlassen, eine Versicherungsagentur vielleicht, eine Anwaltskanzlei oder ein Maklerbüro. Doch ich hatte andere Pläne und konnte auch Lucien dafür begeistern.

Nach zermürenden Verhandlungen konnten wir das Gebäude für einen Betrag kaufen, der kaum den Grundstückspreis überstieg. Lucien und ich ließen es entkernen und das pyramidenförmige Dach abbauen; nur die Außenwände blieben stehen. Es entstanden vier Schlafzimmer, zwei Badezimmer, zwei Arbeitszimmer und eine zum großzügigen, L-förmigen Wohnzimmer hin offene Küche. Das einzige Zimmer, das fast unverändert geblieben war, war der Tresorraum, der sich unter der linken Hälfte des Hauses befand. Ich hatte die Wände grün gestrichen, und Lucien hatte einen ausrangierten Billardtisch und einen alten Flipperkasten hineingestellt sowie einen Sandsack aufgehängt. Mittlerweile war alles fingerdick mit Staub bedeckt, denn trotz unserer guten Vorsätze nutzten wir nichts davon.

Der größte Eingriff war die Metamorphose des Dachs. Die

ursprüngliche Pyramide wich einem Flachdach mit zahlreichen Lichtkuppeln, abgesehen von der Mitte des Hauses, wo ein großes Quadrat offen blieb, um einen begrünten Innenhof anlegen zu können.

Der Garten bildete den Blickfang, das grüne Herz unseres Hauses. Von allen Zimmern aus hatte man einen Blick darauf: Der Hof war von den Innenräumen durch gläserne Wände und Schiebetüren getrennt, die vom Boden bis zur Decke reichten.

Lucien und ich wohnten in einem Meer von Licht und Luft, obwohl man es dem Gebäude von außen nicht ansah. Nur die wenigen Dorfbewohner, die uns nach dem Umbau besucht hatten, hatten erlebt, wie behaglich, sonnig und fröhlich das ehemalige Bankgebäude geworden war und wie das Grün, der Teich und die Felsformationen im Patio ihre heitere Ruhe in alle angrenzenden Zimmer ausstrahlten. Das übrige Dorf, der unwissende Teil, bezeichnete unser Haus noch immer als »das Fort«.

Ich fand den Namen durchaus passend und positiv. Das Fort war unser Lebenswerk, und ich fühlte mich dort sicherer und heimischer als irgendwo sonst auf der Welt.

Es roch, als sei etwas angebrannt. Leere Verpackungen und die Reste einer Mahlzeit lagen auf Küchentisch und Anrichte verteilt. Die Ofenklappe stand offen, die der Spülmaschine ebenfalls. Schmutzige Pfannen prangten auf dem Herd.

Keine Pizza.

Lucien saß mit dem Handy am Ohr am Tisch. Sein Hemd war halb geöffnet, die Krawatte hatte er abgelegt. Er rührte in seinem Kaffee und formte lautlos das Wort »Hallo«. Anschließend konzentrierte er sich wieder auf das Telefongespräch.

Im Kühlschrank fand ich einen Teller mit Abendessen: Bohnen aus der Dose, Farfalle und Hähnchenfilet, abgedeckt mit Zellophan. Das Ganze balancierte gefährlich auf mehreren Tetrapaks Joghurt und Orangensaft. Ich stellte den Teller in die Mikrowelle, schloss die Ofenklappe mit einem Hüftstoß und warf in einem Schwung die leeren Verpackungen weg. Dann begann ich, das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine zu räumen, und zog einige Blätter Küchenpapier von der Rolle, um damit die fettigen Pfannen auszuwischen.

Von Unordnung umgeben konnte ich nicht essen, während Lucien das Chaos nicht einmal wahrnahm. Seine Fixierung auf Hygiene beschränkte sich auf die Arbeit.

»Ja, logisch«, hörte ich Lucien sagen. Er klang aufgeregt. »Hätte ich an seiner Stelle auch getan. Was hast du gesagt?«

Ich ließ Wasser in die Spüle laufen und gab einen Spritzer Spülmittel hinzu, wusch die Pfannen ab und wischte mit einem Tuch über Ofen und Anrichte.

Erst als ich mich mit den aufgewärmten Resten an den Tisch setzte, beendete Lucien sein Gespräch.

»Keine Pizza?«, fragte ich.

»Nicht rechtzeitig aus dem Ofen geholt.« Er schob seinen Stuhl zurück und schenkte sich noch einmal Kaffee nach. Dann hob er den Kaffeebecher und fragte: »Du auch?«

Ich kaute auf einem Bissen ausgetrocknetem Hähnchen herum. »Gleich. Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit Frank. Eine der Putzfrauen schludert, und zwar offenbar schon seit einer ganzen Weile. Frank hat mit ihr geredet, sie scheint Probleme zu Hause zu haben, aber wir haben jetzt die verärgerten Kunden am Hals, von denen einer seinen Vertrag kündigen will.« Lucien griff zur Fernbedienung und schaltete die Lautstärke des Flachbildfernsehers ein. Wir

waren nicht mehr allein; ein Nachrichtensprecher hatte sich zu uns gesellt.

»Du bist übrigens ziemlich spät dran«, bemerkte Lucien über die Nachrichten hinweg.

»Ja, heute haben zwei Mädchen eine Art Praktikum bei mir absolviert, für ein Schulprojekt. Das hat mich ein bisschen aufgehalten.«

»Dann mach solchen Quatsch doch nicht mehr. Davon hast du doch nichts.« Er fing an, seinen Terminkalender durchzublättern. »Hast du nächste Woche nicht einen wichtigen Termin?«

Ich spürte ganz deutlich meinen Herzschlag, meinen Atem. So beiläufig wie möglich fragte ich: »Meinst du das Freiberuflertreffen?«

»Ja, genau.« Lucien blätterte noch ein paar Seiten weiter. »Wann war das noch mal?«

»Am Donnerstag.« Ich beobachtete seine Haltung, doch sie wirkte entspannt und natürlich. Beruhigt wandte ich mich wieder meinem Teller zu und aß ohne großen Appetit weiter.

»Kommst du abends nach Hause?«

»Nein«, antwortete ich und nach kurzem Zögern: »Ich habe noch eine Nacht hintendran gehängt, genau wie beim letzten Mal.«

»Vernünftig.«

»Hm-hm.« Ich konzentrierte mich auf das Essen, um Lucien nicht ansehen zu müssen. In den zwei Jahren, seitdem es ging, hatte er keinen Moment lang Misstrauen gehegt und niemals Fragen gestellt. Und trotzdem.

»Ach ja, ehe ich es vergesse«, fuhr er fort. »Hast du Freitagabend schon etwas vor?«

»Ich glaube nicht. Warum?«

»Mein Vater hat angerufen und uns zum Essen zu ihnen zu Hause eingeladen.«

Ich runzelte die Stirn. Besuche bei meinen Schwiegereltern verliefen stets äußerst mühsam und waren von sorgsam gewählten Worten und nervösem Schweigen gekennzeichnet. Wir fuhren selten hin.

»Hast du zugesagt?«

»Ich konnte schlecht ablehnen. Es war, glaube ich, weniger eine Einladung.« Lucien kratzte sich am Hals und verzog das Gesicht. »Eher ein Befehl.«

»Ein Befehl? Von deinem Vater?«

Das gesamte Berufsleben meines Vaters, Sergeant a. D. Theodorus Zagt, hatte im Zeichen der Niederländischen Armee gestanden. Von ihm waren wir Befehle gewöhnt. Von Luciens Vater nicht.

Ich sprach aus, was wir beide dachten: »Ob irgendetwas passiert ist? Etwas Schlimmes?«

»Wenn dem so ist, erfahren wir es am Freitag von ganz allein.«

Drei

Sie hieß Pauline und hatte eine Mutter mit einem scharfen Blick und einer harten Hand. Hoch auf ihrem Kopf entsprang ein Pferdeschwanz aus goldblondem Haar, das glänzte, wenn die Sonne darauf fiel. In der fünften Klasse gab es Mädchen, die sich bereits schminkten, ungeschickt mit klumpiger Wimperntusche und nach Erdbeeren riechendem Lippenstift, aber der dunkle Schattenrand zwischen Paulines Wimpern verlief von Natur aus dort, und ihre Lippen waren voll und glänzend.

Der Vorfall ereignete sich, als ich in die fünfte Klasse ging, Pauline konnte also nicht älter als zehn oder elf gewesen sein. Ich war neun, eine junge Schülerin, die weder sitzen bleiben noch wachsen wollte. In der Turnstunde mussten sich die vierunddreißig Schüler und Schülerinnen unserer Klasse nach Größe geordnet aufstellen, und in den letzten Grundschuljahren war mein Platz unweigerlich ganz vorn. Pauline dagegen stand weit hinten. Sie war weder un gelenk noch dick so wie Leonie, die die Reihe schloss, sondern eher sportlich und stark. Vor allem aber imponierte sie mit ihrer straffen Figur und ihrer gebräunten Haut – sie war eines jener Mädchen, die in Amerika Cheerleader geworden wären.

In unserer Klasse gab es verschiedene Gruppen. Pauline gehörte zu den Neutralen; sie schlug und trat nicht, beschimpfte niemanden, mischte sich aber auch nicht ein, wenn irgendwer zusammengeschlagen wurde.

Sie stand höchstens lachend daneben.

Mehr tat sie nicht, die Pauline.

Es war zwei Uhr nachts und still im Haus. Wenn ich mich anstrenge, konnte ich das Brummen des Kühlschranks in der Küche hören. Deutlicher, näher nahm ich Luciens Atem wahr. Ein Arm lag unter seinem Kissen, der andere auf dem Deckbett. Er schlief tief und fest.

Eigentlich hätte ich es ihm gleich tun müssen – auf mich wartete ein arbeitsreicher Tag –, aber mein Kopf war zu voll.

Abwesend blätterte ich durch ein Buch. Die Seiten färbten sich im Licht der Leselampe sepiabraun, und die Absätze formten dunkle, bizarre Figuren. Meine Gedanken schweiften ab zur nächsten Woche, doch ich hatte mir verboten, daran zu denken. Stattdessen konzentrierte ich mich auf die Frage, die die Mädchen mir heute Nachmittag gestellt hatten: *Was ist Ihr Lieblingstier?*

Ich hatte keine Vorlieben für eine bestimmte Tierart. »Lieb« oder »süß« war nicht die Familie oder die Rasse, sondern vielmehr das einzelne Tier, das Individuum. Man konnte nicht behaupten, dass man Hunde generell mochte, wo es doch so viele unangenehme Exemplare unter ihnen gab. Hunde konnten furchtbar quengeln, eifersüchtig und egoistisch oder reizbar sein, die ganze Zeit um Aufmerksamkeit betteln und einem auf die Nerven gehen. Wie konnte man sämtliche unterschiedlichen Eigenschaften einer Tierart mögen und alle Exemplare gleich »toll« finden?

Vor meinem Objektiv hatte ich schon Kaninchen gehabt, zu denen ich sofort eine Verbindung spürte, Langohren voller

Charakter und Selbstbewusstsein – aber auch Tiere, die ich in die Kategorie »langweilige Bettvorleger« einordnete. Ich kannte hysterische Katzen, die schon vor der Ankunft im Studio aus reinem Stress sich und ihren Transportkorb beschmutzt hatten, aber auch Exemplare, die sich an jedem am Set schnurrend den Kopf rieben und es liebten, im Mittelpunkt zu stehen: die Rampensäue.

Im Kern, ihrem *emotionalen* Kern, unterschieden sich die Tiere nicht von den Menschen. Sie trauerten um den Verlust eines Partners oder konnten traumatisiert und depressiv reagieren, weil sie ihre Wurfgeschwister vermissten – und ebenso gut konnte sie all das kaltlassen. Sie besaßen ihre persönlichen Vorlieben und Aversionen, sie konnten träumen wie wir, und die Schlausten von ihnen schafften es sogar, uns zu manipulieren und uns Theater vorzuspielen. Auffallend viele Dackel waren Meister in dieser Kunst.

Eigenschaften, die sonst nur den Menschen zugeschrieben wurden, sah ich täglich durch mein Objektiv in Tieren an mir vorüberziehen. Wenn es einen Himmel gab, musste er für Tiere ebenso zugänglich sein wie für Menschen. Das war nicht anders denkbar. Und falls Reinkarnation möglich war, vermutete ich stark, dass die Seele eines Hundes oder eines Pferds nahtlos in die eines Menschen übergehen konnte und umgekehrt, weil sich ihre Seelen nicht wesentlich voneinander unterschieden.

Im Kern waren wir gleich.

Dass andere Menschen das nicht sahen, die Möglichkeit ausschlossen und höhnisch darüber lachten, fand ich schwer zu akzeptieren. Ich fühlte mich dadurch allein – wie eine Außenseiterin mit seltsamen Vorstellungen.

Aber ich wollte nicht allein und keine Außenseiterin sein.

Daher hatte ich gelernt, solche Überzeugungen für mich zu behalten.

Nicht einmal mit Lucien sprach ich je darüber.

Vier

Man wusste nie genau, wann die Stimmung umschlug, wann die Augen der Klassenkameraden anfangen, böartig zu flackern, und sie die Zähne zeigten. Die einzige Sicherheit auf dem Weg zur Schule war die, dass es geschehen würde.

Zwischenfälle. Fünf Mal die Woche. Jeden Tag einer.

Manchmal ging es morgens schon los, und die Schläge trafen einen gleich in der ersten Pause, häufiger aber fanden die Übergriffe erst nach der Schule statt – auf dem Heimweg um Viertel nach drei. Einen Kilometer nur, zwölfhundert Schritte.

Die Überfälle nach der Schule fürchtete ich am meisten. Während der Schulzeit rauchte auf dem Hof gelegentlich ein Lehrer eine Zigarette oder Pfeife, und so lange geschah gar nichts. An den Tagen ohne Aufsicht hingegen schon, doch dann kam in Reaktion auf das Gejohle meist jemand aus dem verräucherten Lehrerzimmer nachsehen. Nicht sofort, sondern erst nach einiger Zeit. Bis dahin hatte man bereits Schrammen und eine aufgeplatze Lippe davongetragen, war bespuckt und beschimpft worden, aber man konnte nach der Predigt des Direktors – *wo zwei sich streiten, haben beide Schuld* – und nachdem man ein wenig zu sich gekommen war, wieder zurück in den Unterricht.

Nach der Schule gab es keine Aufsicht.

Nach der Schule war man auf sich allein gestellt.

Nach der Schule herrschte Krieg.

Es waren immer dieselben Gesichter, die sich während des Unterrichts mit geiferndem Hyänenblick umsahen. Ihre Augen leuchteten auf, wenn sie auf die Schwächlinge, die Angsthasen,

die Außenseiter, die Streber, die Weggucker oder gerade die wagemutigen Hingucker fielen. Auf die Kinder, die anfangen zu zittern vor Angst, die sich nicht zusammenreißen konnten oder die die falsche Kleidung trugen. Die rotes Haar hatten. Sommer sprossen. Eine Zahnsperre. Komische Nerventicks. Die zu laut waren oder zu still. Oder Kinder, die klein und mager waren und daher in der Turnstunde ganz vorn stehen mussten.

Es wurden Namen genannt. Diskutiert. Flüsternd, zischend. Zustimmendes Getuschel, aufgeregtes Stimmengewirr, eine geballte Faust, ein Grinsen.

Ene.

Mene.

Muh.

Zeigefinger wurden auf einen gerichtet wie Gewehrläufe, man gehörte zu den Verurteilten und die anderen zum Erschießungskommando. »Du bist dran. Dich kriegen wir.«

»Dich.«

Stimmengewirr. »Wen? Wen?«

»Die!«

Gelächter.

Ein Lehrer, der nichts merkte.

Der seine stupiden Summen auf die Tafel kratzte, den Rücken zur Klasse gewandt. Sitzfalten im Sakko. Lichtes Haar am Hinterkopf.

Der nichts hörte.

Nichts merkte.

Nichts wissen wollte.

Immerhin wurde man gewarnt.

Frühe Sonnenstrahlen fielen durch die Kuppeln herein. Sie beschienen das asiatische Sofa, die Bananenpflanzen und die chinesischen Schränke und zeichneten helle, längliche Rechtecke auf den Boden. Es roch noch immer nach dem Bohnerwachs, mit dem ich das Kastanienholz behandelt hatte. Der Geruch erinnerte mich an früher, an den Geruch in der Wohnung meiner Großmutter.

Lucien fand, dass es stank.

Ich hatte meine Sachen für den Fotoshoot bereits zusammengesucht und ins Auto gelegt. Lucien hatte einige Telefonate geführt und stand jetzt an der Anrichte und aß ein Brötchen, das er mit Kaffee hinunterspülte. Sein oberster Hemdknopf stand offen, und die Krawatte hing ihm locker um den Hals. Er blätterte in seinem Terminkalender herum.

Ich besaß schon seit Jahren keinen Terminkalender aus Papier mehr; mein Smartphone reichte mir aus. Lucien dagegen hegte einen eingefleischten Argwohn gegen die neue Generation der Elektronik. Ich schrieb es seinem Alter zu: Er war sechsundvierzig, acht Jahre älter als ich. Dieser Unterschied machte sich in letzter Zeit allmählich auf immer mehr Gebieten bemerkbar. Langsam kroch er in unser Leben und sickerte leise durch die Haarrisse unserer Ehe. Lucien zog ein Essen auswärts einer nächtlichen Strandwanderung mit mir vor, stellte im Radio die Sender mit Popklassikern ein und checkte seine private E-Mail-Adresse einmal pro Woche – oder wenn er zufällig daran dachte. Jeden Tag nach den Mails zu sehen

war seiner Meinung etwas für Internetjunkies, zwanghafte Autisten und Leute, die kein Leben hatten.

Bei der Arbeit sorgten Luciens Mitarbeiter dafür, dass seine Technikfeindlichkeit folgenlos blieb, und soweit ich wusste, hatte es noch niemand gewagt, seine Denkweise zur Diskussion zu stellen. Dennoch war ich mir sicher, dass hinter seinem Rücken über ihn geredet wurde. Natürlich hatte ich schon mehrmals versucht, mit ihm darüber zu sprechen, aber immer schon bald wieder aufgegeben, weil die Gespräche jedes Mal in Streit ausarteten.

Lucien konnte keine Kritik vertragen.
Jedenfalls nicht von mir.

Ich schob meinen Stuhl zurück, trank den letzten Rest Tee im Stehen aus und räumte das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine. Richard Nauta, ein Katzensüchtler, wollte schon um acht Uhr mit seinen Tieren bei mir im Studio sein. Ich nahm meinen Kamerakoffer und warf einen Blick in die Küche. Lucien war nicht mehr da.

Durch das Wohnzimmer ging ich in die Diele. »Lucien? Ich bin weg! Bis heute Abend!«

Falls er antwortete, ging seine Stimme im Krach unter, der aus dem Fernseher kam.

Der erste Teil des Wegs zum Studio führte über sich schlängelnde Pflasterstraßen, die links und rechts von hochgewachsenen Eichen gesäumt wurden. Wahrscheinlich waren sie schon in jener Zeit angepflanzt worden, als die Siedlungen Brabants noch durch Sandwege und Karrenspuren miteinander verbunden waren. An den Alleen standen reetgedeckte Bauernhöfe, weiß verputzt oder aus verschiedenfarbigen klei-

nen Backsteinen erbaut, die Fassaden altersgewölbt. Die meisten stammten aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Damals mussten es düstere Behausungen gewesen sein, Wohnung und Arbeitsplatz zugleich von hart schuftenden Bauersleuten, die zusätzlich ihre Eltern, eine ganze Schar von der katholischen Kirche vorgeschriebener Kinder und im Winter auch das Vieh beherbergten.

Inzwischen wurden diese Häuser von erfolgreichen Unternehmern bewohnt. Die sorgfältig restaurierten Mauern waren umgeben von Zierkies, Buchenhecken und schmiedeeisernen Zäunen. Von der Straße aus nicht sichtbar waren die Swimmingpools hinter den Gebäuden: rechteckige blaue Flächen im kurz gemähten Grün. Zur Straßenseite hin standen blank polierte Porsches auf dem Kies.

Ich wusste nicht genau, warum ich jedes Mal, wenn ich an den Häusern vorbeifuhr, darüber nachdenken musste. Vielleicht verglich ich mich mit den früheren Bewohnern der Gegend, denn der Kontrast zwischen ihrem Leben und dem heutigen Wohlstand begegnete mir immer wieder.

Man ist die Person, die man sich entschieden hat zu sein, jeden Tag aufs Neue.

Fake it till you make it.

Zwei Sprüche, an die ich zu glauben gelernt hatte, an die ich glauben *wollte* – wobei für die Bauern, die jahrhundertlang diesen Landstrich bevölkert hatten, eine andere Existenz undenkbar gewesen wäre. Und natürlich auch unmöglich. Sie hätten niemals die Entscheidung treffen können, ihrem Leben eine andere Wendung zu verleihen. Ihr Weg war von Geburt an vorgezeichnet, und selbst nach ihrem Tod blieben ihre sterblichen Überreste mit dem Brabanter Sandboden verbunden.

Wer als Groschen geboren wurde, wird niemals ein Taler.

Für ganze Generationen vor uns eine beklemmende Wahrheit.

Aber hatte nicht auch ich sehr lange mit dieser Angst gelebt?

Fünf

Ich bin an der Reihe, wieder bin ich an der Reihe. Es gibt kein System, es wird nicht nach Widerstandskraft gefragt, keinerlei logische Gründe beeinflussen ihre Entscheidungen – sie sind vollkommen willkürlich. Einmal erscheinen sie barmherzig, dann wieder unvorstellbar grausam. Wenn du am Montag an der Reihe warst, kannst du am Dienstag wieder verdroschen werden. Und genauso am Mittwoch, Donnerstag und Freitag und, warum auch nicht, am Montag darauf erneut.

Schläge auf geprellte Rippen und Glieder schmerzen umso mehr. Man glaubt, man könne es nicht mehr aushalten, jetzt müsste doch ein Knochen brechen oder eine Wunde heftig anfangen zu bluten, ja, irgendetwas irreparabel kaputtgehen.

Man glaubt, man müsste sterben.

Doch immer wieder wird man eines Besseren belehrt. Der Körper atmet weiter, erholt sich, lebt, wächst. Neue Hoffnung keimt auf.

Dass man nicht stirbt. Noch nicht.

Vier Augenpaare starren mich an. Geballte Fäuste.

Ich suche die Blicke der anderen, all der anderen Kinder in der Klasse, der großen Mehrheit, die nicht die Fäuste ballt, nicht mit dem Finger auf mich deutet und keine Aggressionen zeigt; ich sehe sie alle an, schaue ihnen einen nach dem anderen in die Augen und finde Mitleid, Aufregung, Angst, Desinteresse, Schadenfreude. *Wir* sind sicher, sagen mir diese Augen, heute wird uns nichts geschehen.

Kurz vor drei. In einer Viertelstunde klingelt es.

Es wird irgendwo draußen passieren, im Gebüsch um die Ecke neben der Schule oder in einer der zahllosen Brandgassen, die sich durch das ganze Viertel ziehen, oder auch einfach mitten auf der Straße. Manchmal lächeln uns Passanten an, nicken uns zu. Sie sehen Kinder, die spielen, die rangeln – vielleicht ein Rollenspiel. Räuber und Gendarm, ein Kriegsspiel.

Raufende Kinder gehören im überbevölkerten Viertel einer Großstadt zum normalen Straßenbild.

Ich sitze ganz hinten in der Klasse, direkt vor der Glastür. Das bringt gewisse Vorteile mit sich. Ich kann gleich beim ersten Klingeln der Schulglocke aufspringen, hinauslaufen und dann den einen Kilometer nach Hause rennen, rennen, rennen, rennen, ohne mich umzuschauen.

Mein Mantel hängt an einer der hohen Rollgarderoben in der Aula. Ich weiß genau, wo ich ihn hingehängt habe, ans äußerste Ende, nahe am Klassenraum. Ich kann ihn blitzschnell vom Haken nehmen – eine halbe Sekunde – und weiterrennen zum zweiten Ausgang.

In Gedanken stelle ich mir die Route vor, die ich einschlagen werde, während die Zeiger auf der Uhr über der Tafel langsam weiterwandern.

Nicht den Durchgangsweg nehmen und geradewegs über den Pausenhof rennen, *nicht* versuchen, diesen Weg quer durch die Sträucher zwischen unserem Pausenhof und dem Spielplatz des angrenzenden Kindergartens zu erreichen, sondern sofort links um die Ecke biegen. Damit rechnen sie nie. Ich wäre sofort aus ihrem Blickfeld verschwunden und würde mit ein bisschen Glück schon den Kirchhof erreicht haben, bevor sie mich aufspürten. Von da aus sind es noch sechshundert Meter, achthundert Schritte.

Es ist möglich.

Heute kann ich ihnen entkommen.

Jede Sekunde zählt.

Mit zitternden Händen packe ich meine Schreibutensilien ins Mäppchen. Alle Sachen müssen im Tischfach untergebracht sein, bevor man die Klasse verlässt, das ist die Regel – der Tisch muss leergeräumt sein.

Jolanda meldet sich.

Ob sie auf die Toilette dürfe.

»Kannst du nicht warten? Die Stunde ist gleich vorbei.«

»Ich muss ganz nötig, Meneer.«

»Dann geh schon.«

Ich rieche den Erdbeergeruch ihres Lipgloss, als sie an mir vorbeigeht. Ich sehe sie nicht an, ich starre auf mein Mäppchen und sehe, wie Jolanda mit dem Zeigefinger schnell dagegenstößt. Das Mäppchen rutscht über die glatte Oberfläche meines Tisches und fällt zu Boden.

Jolanda öffnet die Tür und schließt sie hinter sich.

Gelächter in der Klasse.

Hockend suche ich meine Sachen zusammen. Die Bleistifte sind bis unter die Heizung gerollt, zwischen Staub und Haare. Mein Spitzer – ein Globus aus Metall – ist spurlos verschwunden. Ich schließe sorgfältig den Reißverschluss meines Mäppchens.

Das Gelächter hat aufgehört und ist bleierner Stille gewichen.

Dreizehn Minuten nach drei.

Ich kontrolliere meine Schnürsenkel und ziehe sie fester zu, sodass sich das Leder meiner Schuhe enger um die Füße schließt, binde die Schleifen neu und mache einen Doppelkno-

ten, damit ich nicht über lose Enden stolpern kann. Ich ziehe die Strümpfe hoch.

Ich spüre ihre Blicke.

Ich kann sie quasi grinsen hören.

Ich hebe den Deckel meines Tisches ganz leicht an, sodass der Lehrer es nicht sieht, und schiebe mein Arbeitsheft durch den Spalt. Ich höre es in das Metallfach fallen, auf die Lehrbücher, mein Lineal, meine Ersatzpatronen, meinen Zeichenblock und meine Sammlung Duftradiergummis.

Jolanda kommt zurück und stößt mich im Vorbeigehen in den Rücken. Ich blicke auf. Sehe ein zufriedenes Grinsen in ihrem Gesicht, ein Flackern in ihren Augen.

Viertel nach drei.

Es klingelt.

Ich springe hoch, stoße die Tür auf und renne in die Aula.

»Lass sie ein bisschen spielen, Richard. So hat das keinen Sinn mehr.« Ich schaltete meine Kamera aus und nahm sie vom Stativ. Das schwere Objektiv war eben noch auf einen Tisch mit einem blauen Würfel gerichtet gewesen. Um ihn herum trippelten jetzt fünf flauschige Kätzchen hierhin und dorthin, die kleinen Schwänze erhoben wie flaumige Antennen.

Das freundliche Gesicht von Richard Nauta, einem etwa fünfzigjährigen Mann ostindischer Herkunft, war hochrot vor Anspannung. »Warum nicht?«, fragte er.

»Weil sie hellwach sind. Wir trinken jetzt eine Tasse Kaffee und warten, bis sie müde geworden sind.«

Ich wusste, dass das höchstens zehn Minuten dauern würde. Junge Kätzchen brauchten viel Schlaf.

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie zwei der Welpen auf unsicheren Beinen Kurs auf die Tischkante nahmen, doch bevor sie sich in die Tiefe stürzen konnten, schnappte Richard sie geschickt und setzte sie zu ihren Wurfgeschwistern in den Transportkorb.

»Dass du dafür die Geduld aufbringst«, murmelte er. »Was für ein Beruf, mich würde das verrückt machen. Die Kleinen halten doch keine Sekunde lang still.«

»Glaub mir, Richard, du hast heute unendlich viel mehr Geduld aufgebracht, als ich als Assistentin gehabt hätte.«

Hinter der Kamera ist es leichter als davor, hätte ich noch hinzufügen können, aber ich schluckte meine Worte gerade noch rechtzeitig herunter. Doch es stimmte: Mit einem Assistenten wie Richard war es kinderleicht, gute Fotos aufzuneh-

men. Ihm reichten minimale Anweisungen, und seine Tiere sahen sauber und gepflegt aus. Durch Richards Anstrengungen brauchte ich nicht viel mehr zu tun, als auf den Auslöser zu drücken, wenn ich eine schöne Szene vor dem Objektiv sah – obwohl es im Grunde immer darauf hinauslief, auch unter weniger günstigen Umständen: sehen, erkennen und in einer fließenden Bewegung festhalten: klick!

Da mir das Fotografieren immer schon so leichtgefallen war, dachte ich früher, dass es jeder könnte und ich nur wegen meiner günstigen Tarife so viele Aufträge erhielt. Ich war Auto-didaktin und schämte mich immer für mein begrenztes technisches Wissen. Da ahnte ich noch nicht, dass die Fähigkeit, gute Tieraufnahmen zu machen, wenig mit Technik zu tun hatte. Auf diesem Spezialgebiet drehte sich alles um vage Begriffe wie Talent, aufrichtiges Interesse und Einfühlungsvermögen in Tiere. Diese Erkenntnis wagte ich jedoch erst jetzt zu äußern, nachdem ich über dreißig war und diesen Beruf schon mehr als mein halbes Leben lang ausübte.

Lange war ich davon überzeugt gewesen, dass ich schlechtere Arbeit lieferte als meine Kollegen, zumeist Männer, die sich schon geraume Zeit bevor ich meinen ersten bezahlten Auftrag erhielt, einen Namen gemacht hatten. Selbstverständlich hatten sie eine Fotografenausbildung und versuchten mich zudem, wann immer sie konnten, mit ihren Kenntnissen, Meinungen und Fachbegriffen zu beeindrucken. »Hm, Minolta, bemerkenswerte Wahl, warum?«, wurde ich dann herablassend gefragt. Oder es fielen noch abwertendere Bemerkungen wie: »Heutzutage scheint wohl jeder zu fotografieren.«

Ich hatte zu lange auf sie gehört, so viel war sicher. Zu lange hatte ich an die Stimmen geglaubt, die mich kleinhielten und